

Thomas Schirren
Aisthesis vor Platon

Beiträge zur Altertumskunde

Herausgegeben von
Michael Erler, Ernst Heitsch, Ludwig Koenen,
Reinhold Merkelbach, Clemens Zintzen

Band 117



B. G. Teubner Stuttgart und Leipzig

Aisthesis vor Platon

Eine semantisch-systematische Untersuchung
zum Problem der Wahrnehmung

Von
Thomas Schirren



B. G. Teubner Stuttgart und Leipzig 1998

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Schirren, Thomas:

Aisthesis vor Platon: eine semantisch-systematische Untersuchung
zum Problem der Wahrnehmung / von Thomas Schirren. –

Stuttgart; Leipzig: Teubner, 1998

(Beiträge zur Altertumskunde; Bd. 117)

Zugl.: München, Univ., Diss., 1996

ISBN 3-519-07666-7

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar.

Das gilt besonders für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung
in elektronischen Systemen.

© 1998 B. G. Teubner Stuttgart und Leipzig

Printed in Germany

Satz und Layout Thomas Schirren

Druck und Bindung: Röck, Weinsberg

Vorwort

Die vorliegende Studie wurde im Sommersemester 1996 vom Promotionsausschuß der Philosophischen Fakultäten der Ludwig-Maximilians-Universität zu München als Dissertation angenommen.

Die Frage nach dem vorplatonischen Verhältnis von Denken und Wahrnehmung kam in einem der Vorsokratiker-Seminare von Dieter Bremer auf, das gemeinsam mit Thomas Buchheim, Andreas Patzer und Georg Rechenauer über Empedokles gehalten wurde. Dabei gehörte es zur Themenstellung, eine praktikable Methode zu finden, um die hermeneutischen Rahmenbedingungen zur Interpretation der Philosophen vor Platon zumal in der Frage der Aisthesis auf ein breiteres Fundament zu stellen. Thomas Poiss gab hierbei Anregungen, Ulrich Knoop half, diese mit bewährter linguistischer Methode weiterzuentwickeln.

Man wird vielleicht Ausführungen über Demokrit und Anaxagoras vermissen; dem Desiderat hoffe ich in nächster Zeit, jedenfalls in Sachen Anaxagoras, abzuhelfen. Der Gang der Untersuchung beschreibt einen Zirkel, in welchem ausgehend vom späten fünften und frühen vierten Jh. v. Chr. bis ins sechste Jh. v. Chr. und von dort wieder zum Ausgang zurück geschritten wird: Die zwei Teile der Arbeit spiegeln den Versuch wider, durch eine strukturell angelegte semantische Analyse eine begriffsgeschichtliche Präzisierung im systematischen Teil zu ermöglichen.

Es gilt an dieser Stelle Dank zu sagen – : zunächst dem Lehrer Dieter Bremer, dessen Auslegung des frühgriechischen Denkens ich viel verdanke und der es verstand, in vielen Gesprächen die methodisch komplexe Aufgabe mit sicherer Hand zu leiten. Werner Beierwaltes übernahm trotz zahlreicher anderer Verpflichtungen das Korreferat und setzte so langjährige Lehre, die mir zuteil wurde, fort. Ernst Heitsch hatte die Freundlichkeit, die Untersuchung in diese Reihe aufzunehmen. Manfred Kraus, Thomas Poiss und

Oliver Primavesi haben einzelne Kapitel mit mir erörtert. Durch Anregung und Kritik dieser Gutachter und Leser hat die Darstellung viel gewonnen.

Die Studienstiftung des Deutschen Volkes förderte mein Studium und zwei Jahre der Promotion, insbesondere Max Brocker gestaltete die Betreuung zugewandt und unbürokratisch.

Korrektur lasen Wilhelm Mattes, Thomas Zinsmaier und vor allem Nadia J. Koch, die vielerlei Fehler entdeckte und darüber hinaus die verschiedensten Phasen von Arbeit und Verfasser miterlebte. In mannigfachen Typographica und der Belichtung konnte ich mich auf Ralf Biering verlassen; für seine und der anderen Hilfe hier zu danken ist mir ein *suave officium*.

Gewidmet sei das Buch dem Andenken meiner Schwester Cornelia.

Tübingen, im August 1998

Inhalt

Einleitung

Das Problemfeld

Allgemeiner Teil	ix
Das semantische Problem	xiv

Erster Hauptteil

Das Wortfeld von αἰσθάνεσθαι in der attisch-ionischen Prosa

Erster Abschnitt

Das Wortfeld im Attischen

i. Thukydides

Die semantische Analyse in der Struktur der Sprache:

αἰσθάνεσθαι und sein Wortfeld	3
Semantische Analyse von αἰσθάνεσθαι und μανθάνειν	16
Semantische Analyse von αἰσθάνεσθαι und ἀκούειν	19
Semantische Analyse von αἰσθάνεσθαι und ὁρᾶν	21
Bewußtes Prüfen: σκοπεῖν	45
Ergebnis der strukturellen Analyse: die Semantik von αἰσθάνεσθαι	56

ii. Antiphon von Rhamnus

Der Befund von αἰσθάνεσθαι in den überlieferten

Reden und Fragmenten	65
Das Fragment in der τέχνη ῥητορικῆ	68

iii. Lysias

αἰσθάνεσθαι in seinem Wortfeld

Mit einem Exkurs zu Andokides	75
Andokides	82

Zweiter Abschnitt

Das Wortfeld im Ionischen

iv. Herodot

αἰσθάνεσθαι und das Wortfeld von ὀβριμεῖν	85
Ergebnis der strukturellen Analyse	95

	Exkurs und Ausblick: ἐπαίστός / ἐπαίειν	98
v.	Corpus Hippocraticum	
	αἰσθάνεσθαι in der frühen medizinischen	
	Fachschriftstellerei	101
	Semantische Abgrenzung zu γινώσκειν	114
<i>Zweiter Hauptteil</i>		
	Die Frage der Sinnlichkeit in der frühgriechischen Philosophie	129
<i>Vorbemerkung zum zweiten Hauptteil</i>		
	Das hermeneutische Problem der ›Wahrnehmung‹	131
i.	Xenophanes	
	Elegisch-lyrische Welt: Genuß und Gemeinschaft	135
	Philosophischer Anspruch: Das genaue Wissen	
	und die menschliche Grenze	142
ii.	Heraklit	
	Der Sinn für die Welt	155
iii.	Alkmaion	175
iv.	Parmenides	181
	Lyrisches Weltgefühl und dessen Kritik	183
	Der νόος und das Volle als Seinsfülle	194
	Onomastische Ontologie	199
	Der Kosmos und seine Durchfügung	202
	›Licht‹ und ›Nacht‹ als Prinzipien	205
	Appendix	211
v.	Empedokles	
	Das Handwerk der Sinne	213
vi.	Sophistik	
	Gorgias	237
	Antiphon	254
	Kritias	256
	Thrasymachos	258
<i>Zusammenfassung und Ausblick</i>		
	Die Platonische Aisthesis	261
	Erfahrung der Plötzlichkeit in der Moderne	267
	<i>Literatur und index locorum</i>	271

Einleitung

Das Problemfeld

Allgemeiner Teil

Das Interesse an der vorplatonischen Bedeutung des Wortes αἴσθησις / αἰσθάνεσθαι und dem systematischen Stellenwert von ›Wahrnehmung‹ vergewissert sich sinnvollerweise zunächst über den begriffsgeschichtlichen Horizont, den die Platonische Aisthesis in ihrer Abhebung von der Noesis angibt. Dabei sollen nicht die sensorischen Wahrnehmungskonzepte im Mittelpunkt stehen, im Sinne der Wahrnehmungsmodelle, die das Zustandekommen von Wahrnehmung auf der sensorisch-physischen Seite erklären, sondern die begrifflichen Merkmale einer zunächst nach philosophiegeschichtlichem Ausweis gängigen Dichotomie von ›Wahrnehmung‹ und ›Denken‹.¹

Im ›Phaidon‹ setzt Platon 79 A zwei Arten Seiendes an, nämlich sichtbares und unsichtbares. Dem ersteren entspricht Wandel, dem letzteren Unwandelbarkeit. Der Körper *ist dem Sichtbaren ähnlicher*, die Seele hingegen, die nicht sichtbar ist, dem Unsichtbaren. Diese ›Setzung‹ (θέμεν) ist insofern folgenreich, als sich daraus ergibt, daß die αἴσθησις am Leitfaden des Leibes entwickelt wird. Denn wenn sich die Seele des Leibes bedient, um etwas zu prüfen, wird sie mittels der αἴσθησις tätig: δι' αἰσθήσεως σκοπεῖν τι. Das Thema des Dialoges, die Eigenständigkeit des seelischen Lebens gegenüber dem Körperlichen, das als Unsterblichkeitsbeweis durchgeführt ist, bringt das Körperliche (σώματαειδές) zum Noetischen (νοητόν) in scharfen Gegensatz. Denn das Körperliche – ein Begriff, den Platon erst für diese Theorie gebildet zu haben scheint – das den leiblichen Sinnesorganen offensteht, ist zumal dadurch charakterisiert, daß es die Eingestaltigkeit der Seele gefährdet, da sie unter diesem Einfluß in die Irre geht (πλανᾶται), sich verwirrt (τα-

Platon:
›Phaidon‹

1 »Platon hat radikal zwischen reinem Denken und Sinneswahrnehmung unterschieden und damit eine klare

Wesensbestimmung beider ermöglicht«, vgl. F.P. Hager in: HWP i s. v. ›Aisthesis‹.

πόρτεται) und ihm schwindelt wie einem Betrunkenen. Die Seele berührt das Körperliche (ἄψυχο) und wird in ›Mitleidenschaft‹ gezogen durch diesen Kontakt mit dem Körperlichen. Einerseits also ist die Seele schlechthin unkörperlich, andererseits aber kann sie sich den körperlichen Wahrnehmungen und Empfindungen – diese sind hier identisch – nicht entziehen. Daraus ergibt sich ein ethischer Imperativ, sich des Sinnlichen weitgehend zu enthalten und dorthin zu entfliehen, wo die Seele an ›ihresgleichen‹ rührt und ›Besonnenheit‹ erfährt. Die Affizierbarkeit der Seele macht also erforderlich, daß sie sich in sich selbst zusammenziehe, um mit dem Göttlichen, Unsterblichen und Besonnenen zu verkehren.¹

Platon:
›Phaidros‹ Die Assoziierung des Übersinnlichen mit dem Göttlichen ist vor allem im ›Phaidros‹ ausgeführt, die Unsterblichkeit der Seele und das daraus ableitbare Bewegungsprinzip stehen für die Vermittlung von Sein und Werden. Der über dem Himmel gelegene Ort erschließt ein nur mit dem ›geistigen Auge‹ zu erblickendes farbloses, gestaltloses, (im konkreten Sinne) ›unfaßbares‹, wahrhaft seiendes Sein, ein Sein also, das der ἀσθησις nicht zugänglich ist. Gleichwohl ist die ›Ebene der Wahrheit‹ nur mit dem Wagenlenker der Seele zu erreichen, und je nach deren Beschaffenheit schatten sich die Perspektiven ab. Die Metaphorik der geistigen Schau wird also bis zu den Bedingungen der sensorischen Wahrnehmung weitergeführt. Die philosophische Seele muß diesen Ort erreichen, an dem sie die εἶδη der Dinge ›rein‹ erkennen kann; anders als im göttlichen Leben, dem diese Schau immer gelingt, kann sich auch die philosophische Seele nicht immer auf dieser Höhenlage halten, da die niederen Seelenvermögen sie hinabziehen. Die Erkenntnisbereiche sind durch ein klares ›Oben‹ und ›Unten‹ geschieden, wobei das Schöne auch in seiner sinnlichen Wahrnehmbarkeit zur Höhe führen kann, vorausgesetzt, es wird als Einheitliches in den Wahrnehmungen ausgemacht (249 c). Demgemäß wird im ›Phaidros‹ also eine Topographie des Seienden entworfen, wobei die Auffahrt zur Spitze des Seins nicht durch verschiedene Welten führt, sondern durch Bereiche, die nach Seinsintensität, durch ein mehr oder weniger Sein also, unterschieden sind.

Zugleich mit dieser Feststellung scheint es zweifelhaft, ob die für uns deutlichste Parallele, die Auffahrt im Proöm des Parmenides, auch schon diese ontologischen Implikationen hat; denn die deutliche Unterscheidung von νοητόν und ὁρατόν läßt sich gerade nicht auch schon im Lehrgedicht des Eleaten finden. Die Kritik der Sinnesleistung in D/K B 7 jedenfalls liegt nicht

1 Phd. 83 A3 ff.

auf dieser Linie der Platonischen Topographie des Seienden, da das ens intelligibile aus dem sinnlichen Bereich entrückt ist.

Die ›topographische‹ Trennung prägt auch ›Politeia‹ 508 C, wo sichtbarer Bereich und noetischer einander als analog gegenübergestellt werden. Denn so wie dort die Sonne Ursache alles Sichtbaren ist, ist im Intelligiblen das Gute Grund der Erkennbarkeit und seinskonstitutiv. Im Liniengleichnis wird diese Konzeption anschaulich gemacht, wobei einerseits die Trennung (τομή), andererseits die Relationalität für eine klare Hierarchisierung sorgen. Die für den Platonismus geläufige Trennung in verschiedene κόσμοι findet sich merkwürdigerweise bei Platon nicht. Freilich hat Platon selbst durch die kosmologische Rede des Timaios die Schaffung »dieses Kosmos« im Hinblick auf ein alle νοητὰ ζῶα Umfassendes geschildert, dem die sichtbare Welt angeglichen werden soll. Nimmt man den Befund genau, so ist trotz der Adjektive ὁρατός und νοητός gerade die naheliegende Junktur κόσμος νοητός vermieden. Das kann schwerlich ein Zufall sein.¹

In Ti. 30 B erfahren wir, wie der Demiurg Seele und Körper zusammenbringt, um daraus den Kosmos als vernunftbegabtes Lebewesen zu schaffen. Das ζῶον ὁρατόν, das dabei entsteht, ist dennoch kraft seiner Vernunft des Intelligiblen teilhaftig, und andererseits ist das Intelligible in diese Welt eingebunden. Vorbild dieses Kosmos aber bleibt ein unbestimmtes περιέχον, in dem alle sichtbaren Dinge, die im Kosmos entstehen, ihr Ur- und Vorbild haben. Wo aber und was dieses περιέχον eigentlich ist, wird nicht gesagt. Es wird im folgenden betont, daß es nicht mehrere Himmel geben könne, da es auch nur ein Vorbild gebe und andernfalls – bei Annahme mehrerer anderer – es immer auch mehrere Vorbilder geben müsse. Diese Begründung überrascht durchaus, denn es liegt ja gerade im Begriff und Bild des παράδειγμα, daß von diesem mehrere Abbilder gemacht werden können. Doch Platon hebt auf die eindeutige Relation zwischen beiden ab. Das Abbild entspricht genau seinem Vorbild. Von diesem können nicht mehrere Himmel deduziert werden, da es selbst auch nur einen Himmel hat. Diese Argumentation ist für die Frage, was das περιέχον ist, insofern aufschlußreich, als es durch seinen Bezug zwar einerseits eine gewisse Tendenz zur Hypostasierung haben mag, aber andererseits so sehr unbestimmt bleibt, daß gerade die besonders enge Vorbildfunktion es verbietet, es von »diesem Kosmos« zu trennen. Es stellt vielmehr eine noetische Konzeption in dem Sinne dar, daß hier die

¹ Vgl. HWPh ix 869–875: ›Sinnenwelt/Verstandeswelt‹ (Probst); ebd. vi 236–240: ›mundus intelligibilis (Beierwaltes).‹

geordneten Lebensvollzüge des sichtbaren Kosmos vorgebildet sind. An diesem Umfassenden aber haben auch der Kosmos und seine Lebewesen teil, insofern sie ja des *νοῦς* teilhaftig sind und zur *ἐπιστήμη* fähig. Die mögliche Hypostasierung unterbleibt also, da das *περιέχον* auf eine ›Realisierung‹ im Sichtbaren angelegt ist und von dieser Welt nur unter dem Schöpfungsaspekt trennbar ist. Gerade die Kautel eines *λόγος εὐοικός* möchte ich so verstehen, daß hier nach den umfassenden Voraussetzungen von Welt gefragt wird, die letzte Gewißheit ausschließen, und zwar weil wir von dieser Welt aus nach deren Ursachen fragen. Die ›Realisierung‹ des Kosmos erfolgt in zwei Richtungen: vom Vorfindlichen auf ein dieses Verursachende, aber auch von diesem auf das Verursachte. Und wegen dieser Interferenz lassen sich die Welten nicht trennen.

Hieran zeigt sich, daß Platon, wo es ihm um eine Kosmologie zu tun ist, die sinnliche Präsenz nicht einfach den von ihm aufgewiesenen ›noetischen‹ Prinzipien opfert, sondern deren Wirksamkeit im Sinnlichen aufzeigen will. Die Erkenntnis darf zwar das Sinnliche auf das es Konstituierende übersteigen, aber es bewegt sich damit nicht in einer anderen Welt, sondern an einem anderen Ort.

Philon In Philons platonischer Auslegung von Genesis 1 wird ebenfalls ›dieser‹ Kosmos als der wahrnehmbare und sichtbare charakterisiert und vom ›intelligiblen Kosmos‹ ausdrücklich abgesetzt, den Gott vorgeprägt habe, um ihn als unkörperliches Vorbild (*ἀσώματον παράδειγμα*) für die Schaffung des sichtbaren zu nehmen. Der noetische Kosmos umfaßt den sichtbaren. Folgerichtig fragt Philon, wo der Ort des noetischen Kosmos sei (17). Dieser hat aber keinen eigenen Ort, sondern ist der Plan des schaffenden Gottes¹ (*λόγος τοῦ ἤδη ποιούντος*). Diese Explikation des *παράδειγμα* als *κόσμος* aber macht eine analoge Begründung desselben erforderlich, d. h. ein *περιέχον*. Hier bleibt Philon nun ebenso unbestimmt wie Platon im ›Timaios‹, im Bilde des Gottes als Architekten aber wird deutlich, daß Gott selbst die Begründung des Umfassenden ist. Daraus erklärt sich auch, daß Platon selbst vor der Konzeption eines intelligiblen Kosmos *expressis verbis* zurückscheute, da mit dieser Annahme die Begründungsproblematik nur auf eine höhere Stufe verschoben wäre, aber nicht eigentlich gelöst.

Plotin Die Hypostasenlehre Plotins vermag diesen regressus zu beenden, indem mit dem Einen ein nicht hintergehbare Prinzip angegeben ist, das Prinzip

¹ Zum stoischen Einfluß dieser Logoslehre vgl. J. Ritter, *mundus intelligibilis* (1937) 49 ff.; E. Bréhier, *Les Idées philosophiques et religieuses de Philon d'Alexandrie* (1950) 89 ff.

für andere sein kann, ohne selbst prinzipiellen Strukturen unterworfen zu sein. Die Trennung von noetischer und ästhetischer Welt wirft indessen die Frage nach der Vermittlung auf. Man kann sagen, daß Plotins Metaphysik von dem Streben geprägt ist, einerseits die Begründungsebene distinkt zu halten und ontologisch zu hierarchisieren, aber andererseits die Welten nicht auseinanderzureißen, sondern im gegenständlichen Aspekt durch einen aktualen zu erweitern.¹ So wird der κόσμος αἰσθητός in v3,16 auf den κόσμος νοητός zurückgeführt, der ihn erzeugte. Doch ist diesem ein weiteres und einfacheres (ἀπλούστερον) Zeugungsprinzip vorgegeben, das die Einheit in der Vielheit von νοῦς und ψυχή garantiert. Die Trennung in die Hypostasen ist durch das durchgängige Einheitsprinzip des ἔν, das οὐδαμοῦ und πανταχοῦ ist, aufgehoben und bezeichnet keine statische Abgrenzung, sondern eine dynamische Unterscheidung, in der sich die doppelte Seele (ἀμφίβιος iv 8,42) nach »oben« oder nach »unten« orientieren kann; diese Doppelgerichtetheit der Seele ist es, weshalb die sinnliche Wahrnehmung stets unter dem Verdacht stehen muß, statt zur Einheit in die Vielheit zu führen, daher verbindet sich mit der ontologischen Dimension eine ethische. Die Sinne stellen eine Gefährdung dar, wo sie nicht auf ihr Erkenntnisprinzip zurückgeführt werden. Denn das sinnlich Erkannte ist nur Abbild, das »Ding selbst« (αὐτὸ τὸ πρῶγμα) ist noetischer Natur (v 3,1,18). Immerhin aber erlaubt die dynamische Durchdringung der Hypostasen von oben her eine Rehabilitierung der Kunst, da nicht τὸ ὁρώμενον nachgeahmt werde, sondern der Schaffensprozeß durch ein Herauflaufen zu den λόγοι bestimmt ist, durch welche die φύσις schafft und geschaffen ist. Die Sinnlichkeit wird auf ein Begriffsschema gebracht und insofern zugelassen, während die Sinnesleistung und Empfindung selbst disqualifiziert wird. Ebenso wehrt Plotin sich gegen die Lehre, die αἰσθησις erfolge als Abdruck in der Seele, da damit die Superiorität und »Spontaneität« der Seele gefährdet wäre, der zu herrschen gegeben sei und die nicht von den sinnlichen »Eindrücken« beherrscht werden dürfe, indem sie diesen direkt ausgesetzt sei. Denn die sinnliche Erfahrung ist ein Analogon zur noetischen, die schlechterdings ἀπαθής ist.²

Erst die Augustinische Willensmetaphysik, welche das Sein mit Gott identifiziert, so daß dieses seiner Welthaftigkeit verlustig geht, schafft eine deutliche Kluft zwischen dem mundus intelligibilis und dem mundus sensibilis. Denn durch den Heilsgedanken läßt sich die civitas superna zu einer jensei-

1 Zu dieser »zweifachen Sicht« vgl. R. Schwyzer, MH 1 (1944) 87–99 sowie W. Beierwaltes, Denken des Einen 73 ff.

2 Vgl. H. Benz, Materie und Wahrnehmung in der Philosophie Plotins (1990) 252 ff., 276 f.

tigen Welt auf, die sich ›hier‹ allein in der Kirche als einem mundus fidelis, in Abgrenzung von einem mundus infidelis, widerspiegelt. Das Gottesreich wird mit Jh. 18.36 (regnum meum non est de hoc mundo) als nicht von dieser Welt betrachtet und dem Willen Gottes unterstellt, der durch sein facere ex nihilo von seinem Werk in dessen Voraussetzungslosigkeit vollkommen unterschieden ist. Denn das Nichts, aus dem geschaffen ist, läßt sich in keiner Weise als das privative μη ὄν bestimmen, sondern liegt jenseits aller Ontologie, die Augustin theologisch amalgamiert.¹

Die Dichotomie zwischen Denken und Wahrnehmen ist in der Platonischen Tradition also zugleich als Weltverhältnis gedeutet worden, und Augustin setzt hier den Schlußstein, indem er die Hierarchisierung innerhalb der einen Welt zur Gegenüberstellung zweier Welten fortführt. Wenn aber Sinnlichkeit und Welt nicht unabhängig voneinander gedacht werden konnten, stellt sich die Frage, ob nicht der Keim des Weltverlustes, der bei Augustin aufgeht, bereits Platonischen Ursprungs ist, und zwar durch die Scheidung der noetischen und ästhetischen Bereiche. Anders gesagt: Indem die Ideenlehre mit dem Problem der Vermittlung von Noetischem und Ästhetischem zu ringen hat, ist zu fragen, ob das Fehlen einer solchen Trennung zugleich ein völlig anderes Weltbild und Weltverhältnis bedingt. Diese Frage soll hier zunächst als semantische angegangen werden.

Das semantische Problem

Wie wurden vor dieser Trennung die verba² sentiendi im Verhältnis zu den verba cogitandi und cognoscendi verwendet? Gibt es im frühgriechischen Sprachgebrauch, infolge mangelnder Fähigkeit zur Abstraktion, wie gemeinhin behauptet wird,³ eine unscharfe Bedeutungsrelation, so daß verba sentiendi und verba cogitandi sich in ihren Bereichen weit überschneiden? Oder spiegelt sich in der Schwierigkeit, diese Relation zu bestimmen, eher eine moderne Voreinstellung zum Verhältnis von Denken und Wahrnehmen?

Um diesen Fragen auf die Spur zu kommen, ist es erforderlich, dem Wort vor dieser begrifflichen Fixierung nachzugehen. Denn in den »Verwerfungen zwischen Wort und Begriff«,⁴ die es aufzuzeichnen gilt, dokumentiert sich

1 Ritter a. O. 45 ff.

2 Analoges gilt für die nomina.

3 Vgl. Snell, Entdeckung 13. Zu einer Kritik dieser Auffassung neuerdings: A.

Schmitt, Selbständigkeit und Abhängigkeit

menschlichen Handelns bei Homer, Abh. Mainz (1990,5) 130 ff.

4 Vgl. H.-G. Gadamer, Philosophie als Begriffsgeschichte, AGB 14 (1970) 150.

die Leistung der philosophischen Begriffsprägung am deutlichsten. Zugleich ermöglicht eine solche Darstellung der vorplatonischen Verwendung einen Verständnishorizont, innerhalb dessen das Verhältnis von Denken und Wahrnehmen vor Platon überhaupt bestimmt werden kann.

Im Folgenden wird nach einer Darstellung der Artikel wichtiger Lexika, die den Stand der Forschung dokumentieren, eine methodische Diskussion zum Problem der Bedeutungslehre geführt. Aus jener ergibt sich das methodische Verfahren, das für die Problemlage in Anschlag gebracht werden soll. Ein Rückblick auf Arbeiten ähnlicher Thematik verbindet sich mit einem Ausblick auf die Ergebnisse dieser Untersuchung.

Ein Blick in die großen Lexika s. v. αἰσθάνεσθαι lehrt, wie schwierig sich Der Befund
in den
Lexika die bloße faktisch-positivistische Dokumentation der Bedeutungen gestaltet. Liddell-Scott-Jones¹ unterteilt zwei Bedeutungsbereiche: I 1) »perceive«, »apprehend by the senses« und 2) »mental perception«. Der Bereich 1) kann durch spezifizierende Zusätze wie τῆ ἀκοῇ, τῆ ὄψει, τῆ ἀφῆ belegt werden (Hp. Off. 1), daneben eine eindeutig sinnliche Wahrnehmung bezeichnende Stelle bei Hdt. 3, 87 in absoluter Verwendung: τὸν δὲ αἰσθόμενον φριμάξασθαι (ein Hengst wittert den spezifischen Geruch einer Stute und wiehert).² Dieselben Schriften aber bieten Beispiele für den von LSJ unterschiedenen Bereich 2): Hp. Off. 1 τῆ γνώμῃ αἰσθάνεσθαι im selben Satz mit τῆ ἀκοῇ, τῆ ὄψει, τῆ ἀφῆ (von LSJ aufgeführt) und Hdt. 7,220,2 (nicht bei LSJ): Leonidas »merkte« (ἤσθετο), daß die Bündnisgefährten nicht geneigt waren, sich in Gefahr zu begeben (komplexe Situation wird in ihrer Bedeutung erfaßt).³ Problematisch ist die Einordnung von Sophokles Ph. 445 οὐκ εἶδον αὐτὸς, ἤσθόμην δ' ἔτι ὄντα νῦν unter »to hear« neben αἰσθάνεσθαι βοῆν und αἰσθάνεσθαι τινος ὑποστενώσης, wo es um eine akustische Wahrnehmung im engeren Sinne gehen muß; denn bei S. Ph. 445 berührt sich die Bedeutung von αἰσθάνεσθαι mit der von πυνθάνεσθαι: »Kunde erhalten von«; αἰσθάνεσθαι ist in Ph. 445 insofern dem Sehen untergeordnet, als Neoptolemos sagen will, daß er für die Richtigkeit der Information nicht einstehen könne, da er über diese nicht durch Autopsie, sondern durchs Hörensagen verfüge. Unter II führt LSJ dann die Konstruktionen auf, bei denen es keinen Unterschied für die Bedeutungen 1) und 2) erkennen will: Der erste Beleg, Euripides Tr. 638, τῶν κακῶν ἠσθημένος ist bis heute ein locus desperatus. Tr. 749 (das LSJ nicht aufführt) ist

¹ A Greek-English Lexicon, compiled by H.G. Liddell, R. Scott, revised and augmented throughout by H.S. Jones, (1940) (=LSJ). ² s. u. 96 ff.
³ s. u. 97 ff.

eindeutiger: ὃ παῖ, δακρύεις αἰσθάνη κακῶν σέθεν; Die Übersetzung »take notice of, have perception of« legt sich – trotz des Genitivs im Griechischen¹ – zunächst in keiner Weise fest, ob es sich um eine unmittelbare Leiderfahrung physischer Art handelt oder um die Erkenntnis der ausgewogenen Lage, in der sich die Gefangenen befinden. Das ist der entscheidende Aspekt für das Verständnis der Stelle: Das Weinen des Astyanax wird von Andromache als Vorwegnahme des Leides seiner späteren Tötung gedeutet, in diesem Sinne wird es als Einsicht in das ihm bevorstehende physische Leid interpretiert; gerade die wechselseitige Durchdringung beider Bedeutungsbereiche oder besser: die Einheit des später in zwei Bereiche Aufgeteilten ist für die Bedeutung von αἰσθάνεσθαι entscheidend. Das macht LSJ nicht kenntlich, ja diese Beziehungen werden sogar durch die Aufspaltung in zwei Bereiche eher verdeckt. Den absoluten Gebrauch von αἰσθάνεσθαι in so zentralen Passagen wie Thukydides 5,26,5 αἰσθανόμενος τῇ ἡλικίᾳ mit der sinnreichen Übersetzung »having full possession of one's faculties« führt LSJ ebenfalls nur unter den Besonderheiten der Konstruktion auf, statt ihn mit Xenophon Mem. 4,1,1 für das Bedeutungsspektrum überhaupt fruchtbar zu machen.

Demgegenüber entwirft W. Crönert² ein differenzierteres Bild von αἰσθάνεσθαι. Er trennt 1) »sinnlich wahrnehmen« von 2) »aus gewissen Anzeichen Empfindung haben, (be)merken« nebst »erfahren« (=πυνθάνεσθαι) und hebt davon noch 3) »verstehen« ab, das bei absolutem Gebrauch mit »Verständnis besitzen, einsichtig sein« übersetzt wird. Denn mit der Rubrik 2) wird es möglich, jene eigentümlich dingbezogene Erkenntnisweise, die von sinnlichen Momenten ihren Ausgang nimmt, hervorzuheben und von einem verstehenden Hören eines Berichtes abzusetzen. Die weiteren Unterscheidungen betreffen spätere, nachplatonische Autoren und können deshalb hier außer acht gelassen werden.

Das neue spanische Wörterbuch³ enthält einen ausführlichen Artikel zu αἰσθάνεσθαι, in dem man sich bemüht, weiter zu differenzieren. Freilich erscheint I mit 1) »allgemein sinnliche Wahrnehmung« und 2) »bestimmte sinnliche Wahrnehmung« mit und ohne determinierendes Objekt zwar systematisch, suggeriert aber mit den Belegen Kritias D/K 88 B 39 und Alkmaion D/K 24 B 1, schon vor Platon und Aristoteles habe αἰσθάνεσθαι generelle

¹ Vgl. Kühner/Gerth i361.

² Passows Wörterbuch der griechischen Sprache, völlig neu bearbeitet von W. Crönert, 1912–14: A – ἀνά.

³ Diccionario Griego-Español (DGE)

Redactado bajo la dirección de F.R. Adrados, 3. Fasc. (1980–91).

Bedeutung – das verkennt die Überlieferungsproblematik.¹ Kritias wird von Galen zu Hp. Off. 1 zitiert, um darauf hinzuweisen, daß die »Alten« αἰσθάνεσθαι auch von γνώμη sagten. Von einer eindeutigen Opposition zwischen αἰσθάνεσθαι und γινώσκειν kann also, berücksichtigt man den Zusammenhang des Fragmentes, zunächst kaum gesprochen werden.² Auch bei 2) »sinnliche Wahrnehmung ohne determinierendes Objekt«³ scheinen die Beispiele kaum überzeugend: δίσσους τυράννους ἐκπεσόντας ἤσθόμην (Aischylos Pr. 957) kann sich – trotz 958 ἐπόψομαι – kaum auf den Vorgang konkreter sinnlicher Wahrnehmung beziehen: »ich habe gesehen, wie zwei Tyrannen aus der Burg gestürzt sind«, sondern betont die Authentizität der Behauptung, daß Hermes schon zwei Herrschaftsumstürze (Uranos-Kronos, Kronos-Zeus) »mitangesehen« bzw. »mitemlebt hat«. Dieser Aspekt von Zeugenschaft aber ist von Thukydides 1,133, wo Zeugen hinter einem Vorhang einem Gespräch lauschen, und von Hdt. 3,87 zu trennen.

Die Belege für die »intellektuelle Erkenntnis aufgrund von sinnlicher Wahrnehmung«⁴ (z. B. Th. 1,47 ἤσθοντο αὐτοὺς προσπλέοντας) sind von S. Ph. 445 getrennt, das unter I,2 »hören« rückt, (wie schon LSJ), während Th. 5,2 αἰσθάνεσθαι ὑπὸ τινοῦ neben Platon, Tht. 184 E αἰσθάνεσθαι διὰ τινοῦ gerät; in Tht. 184 E geht es aber nicht um Informationen, die man durch Boten bekommt, sondern um die Wege der sinnlichen Erfahrung: διὰ τῶν ὀφθαλμῶν αἰσθάνεσθαι. Vollends aber überzeugt 2) »de un proceso netamente mental« für Hp. Off. 1 nicht, wo ja gerade Hören, Sehen, Riechen und mit γνώμη Wahrnehmen ganz parataktisch ohne Antithese aneinandergereiht werden. Ebenso ist bei allen anderen frühen attischen Belegen keineswegs mit der definierten Bedeutung (»proceso netamente mental«) durchzukommen: denn immer spielt gerade die sinnliche Wahrnehmung beim Erkenntnisprozeß eine besondere Rolle. τὸ μέλλον αἰσθάνεσθαι (Th. 8,73,4) erfolgt aus Rückschlüs-

1 Ein grober Fehler liegt s. v. αἴσθησις A. I. 1 vor, wo eindeutig nicht Protagoras, sondern Platon zitiert wird.

2 Wenn M. Untersteiner, Sofisti iv (1962) 332, feststellt: »Crizia pone di fronte a γνώμη, organo dell'attività intellettiva, le altre parti del corpo la cui proprietà caratteristica rimane nell'ambito della percezione sensibile«, heißt dies nicht, daß deswegen etwa γνώμη unkörperlich sein müßte: τῷ ἄλλῳ σώματι legt vielmehr nahe, daß sie Teil des Körpers ist und wie dieser ihren »Sinn« hat; γνώμη und αἴσθησις unterscheiden sich dann nur durch verschiedene Formen der Aktivität,

nicht durch Wahrheit oder einen verschiedenen Gegenstand, wie Geist-Körper in platonischer Tradition geschieden sind.

3 Die Kategorisierung »con un determinante del campo de la percepción sensible« und »sin determinante« entspricht den syntagmatischen Strukturen, die zuerst W. Porzig, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 58 (1934) 70-97, beschrieben hat und von E. Coseriu weiterentwickelt sind.

4 DGE: »Como resultado de un proceso de percepción sensible«.

sen, die aus der konkret wahrnehmbaren Gegenwart gezogen werden, und τὰς αἰτίας αἰσθάνεσθαι (Th. 1,60) kann bei Thukydides immer in Verbindung mit der an konkreten Phänomenen orientierten Hippokratischen Medizin gesehen werden.

Die
semantische
Frage

Anhand dieser kurzen Darstellung wird deutlich, wie recht E. Schwyzer¹ hat, wenn er betont, daß Wörterbücher, selbst die besten, Wortuntersuchungen keineswegs überflüssig machen; in jedem Falle aber können sie – auch in ihren schlechtesten Artikeln – als Indices einer grundsätzlichen hermeneutischen Problematik gelten, wie schwer sich nämlich die Bedeutung von Wörtern beschreiben und umgrenzen läßt. Daher soll die Kritik vor allem zeigen, daß αἰσθάνεσθαι und αἴσθησις eine eingehendere Untersuchung verdienen, die sich bemüht, mit schlüssigeren und angemesseneren Differenzierungen die Semantik aufzuschließen.

Das Verfahren einer solchen Untersuchung ist methodisch so schwierig wie alle Bedeutungserklärungen einer alten und toten Sprache: Der »native speaker« kann nicht befragt werden. Gleichwohl und gerade deshalb ist es notwendig – sollen die Bedeutungserklärungen nicht im interpretativen Ungefähren verharren – linguistisch bewährte Methoden für diesen Sonderfall zu prüfen und ihre Rahmenbedingungen zu diskutieren. Hält man also nach einem begrifflichen Rahmenwerk Ausschau, so kommt einem die strukturelle Semantik ins Blickfeld.

Diese ist zu Beginn dieses Jahrhunderts aus den strukturalistischen Thesen von F. de Saussure² hervorgegangen und in den neueren Philologien in den verschiedensten Bereichen zur Anwendung gekommen; für lexikalische Untersuchungen haben J. Trier und L. Weisgerber in der Germanistik Pionierarbeit geleistet;³ sie gehen dabei von der schon durch W. v. Humboldt begründeten Auffassung aus, daß die Sprache eine organische Einheit bilde und als solche die außersprachliche Wirklichkeit strukturiere. Dieses leisten z. B. die Wortfelder, indem sie Bereiche der Wirklichkeit in bestimmter Weise aufteilen. Dabei sind die Wortfelder ihrerseits durch Wörter⁴ gegliedert, deren Bedeutungen (signifiés) sich voneinander absetzen lassen und so auf das Bezeichnete (das Designatum) differenziert Bezug nehmen. Weisgerber unterscheidet daher eine Bedeutungsebene von einer Bezeichnungsebene. Wäh-

1 E. Schwyzer, Griechische Grammatik, HAW ii 1,1 (1934) 36.

2 Cours de linguistique général (1916).

3 J. Trier, Der deutsche Wortschatz im

Sinnbezirk des Verstandes (1931).

4 Als Einheit von Wortkörper bzw.

Lautkörper bzw. signifiant und

Wortbedeutung bzw. signifié; auch »Lexem«.

rend erstere innersprachlich ist, umfaßt letztere das Verhältnis der Worte und Dinge, wenn auch nicht direkt, sondern durch eine »geistige Zwischenschicht« hindurch.¹ Diese »geistige Zwischenschicht« ist insbesondere dann wichtig und verdient Beachtung, wenn es sich bei den zu ermittelnden Bedeutungen um nicht-konkrete Gegenstände handelt. Im folgenden wird diese »Zwischenschicht« und die Bezeichnungsebene als »Wortinhalt« definiert.

Zur Bestimmung der Bedeutung eines Wortes also ist nach der Wortfeldtheorie nicht die Herkunft des Wortkörpers, seine Etymologie, vorrangig, sondern die Beziehung zu anderen, zu seinem Wortfeld gehörigen Wörtern. Indem diese durch Binnendifferenzierung voneinander abgehoben werden, wird es möglich, die Bedeutung recht eng einzukreisen. Es liegt auf der Hand, daß für die Philologen der lebenden Sprachen, besonders für die Romanistik, diese Methode zur Beschreibung von Sprachniveaus und diachronen Bedeutungsverschiebungen überaus effektiv ist, während man, orientiert an der Herkunft des Wortkörpers, nicht weit käme; für vergangene und zudem ganz aus eigenen Wurzeln entstandene Sprachen wie das Griechische und weitgehend auch das Lateinische aber verspricht diese Methode auf den ersten Blick wenig Aussicht auf Erfolg. Das reiche Material, das die vergleichende Sprachwissenschaft bereitstellt, scheint erfolgversprechender, wenn es um die Klärung der Bedeutung geht. Daher überwiegt bei den »toten« Sprachen ein Verfahren, daß ausgehend von einer Frage nach der Herkunft des Wortkörpers im weiteren eine Grundbedeutung ermittelt wird, um sie dann, nach Einpassung in einen typischen Kontext, mit den Kategorien der Erweiterung bzw. Verengung bzw. metaphorischen Verwendung für weitere Kontexte als einheitliche Bedeutung zu erschließen. Angesichts dieses Verfahrens stellt sich allerdings die Frage, inwieweit die angenommene Bedeutung hinreichend in den synchronen Rahmen eingepaßt wird; denn es wird nicht berücksichtigt, daß sich der Inhalt in erster Linie aus den anderen Möglichkeiten des Ausdrucks, die dem Autor zur Verfügung standen, ergibt. Daher muß aller Bedeutungsanalyse eine Synonymendifferenzierung vorangehen.

Selbst Arbeiten, die vorgeben, in der Tradition der Trier / Weisgerberschen Methode zu stehen, fallen immer wieder auf diese Verfahrensweise zurück;

¹ Vgl. L. Weisgerber, in: L. Schmidt, Wortfeldforschung, (1973) 323: »Das naive Übersehen der Schicht der Wortinhalte bringt es mit sich, daß man glaubt, es mit

Sachen zu tun zu haben dort, wo tatsächlich die Wortinhalte im Spiel sind«. Vgl. außerdem ebd. 197.

den dabei erbrachten Ergebnissen kann vom methodischen Standpunkt her nur bedingte Gültigkeit zugesprochen werden.¹

Einen Versuch zur Applikation der strukturellen Methode hat neuerdings Th. Jahn² vorgelegt. Ohne weiter auf die Ergebnisse der Arbeit eingehen zu können, bleibt hier folgendes anzumerken:

Jahn spricht bei einer ersten Aufgliederung des Feldes davon, daß sich aufgrund des Befundes eine Grundunterscheidung zwischen körperlich und unkörperlich machen lasse; dieser Unterschied betreffe Wortklassen, die durch das ›Klassem‹³ »Körperlichkeit« definiert würden. Er unterläßt es aber darzustellen, inwieweit überhaupt Klasseme seiner Meinung nach ein Wortfeld strukturieren können; die Begründung dafür aber verdient geklärt zu werden, da gemäß der von ihm zugrundegelegten semantischen Auffassung von E. Coseriu Wortfelder durch Wörter und deren Bedeutungen strukturiert werden, während logische Klassen nicht ein Wortfeld gliedern, sondern wie Wortfelder als Strukturmomente der Sprache im ganzen fungieren können. So bilden z. B. transitive und intransitive Verben je eine Klasse, und an syntagmatischen Beschränkungen zeigt sich, wie die Sprache auch genau zwischen den Klassen ›Mensch‹ und ›Tier‹ unterscheidet (›essen‹-›fressen‹). Daß im Homerischen das Wortfeld ›Seele-Geist‹ möglicherweise innere Körperteile mitumfaßt (was nach Jahn daraus evident werde, daß sie im Kampf getroffen und verletzt werden können), sagt noch nichts über die Binnendifferenzierung der einzelnen Wörter aus. Wenn Jahn schließlich feststellt: »Die fehlende Körperlichkeit von ψυχή, νόος erweist sich damit als endgültig signifikantes Kriterium für den Aufbau des homerischen Wortfeldes Seele-Geist«,⁴ so scheint es, daß die anfangs übergangene terminologische Klärung sich auch nachteilig auf die Konstruktion des Wortfeldes ausgewirkt hat: denn indem Jahn das Wortfeld fehlerhaft nach klassematischen Gesichtspunkten ordnet, muß ihm die eigentliche Bedeutungsbeziehung der Lexeme verbor-

1 Das gilt für H. Schreckenberger, *Ananke, Untersuchung zur Geschichte des Wortgebrauches* (1964), der sich in der Einleitung seiner Untersuchung Snell und Trier/Weisgerber verpflichtet weiß, ohne freilich gegenüber diesen Ansätzen und dem Problem der Applikation in der Gräzistik im einzelnen eine explizite Position zu beziehen; das Ergebnis seiner diachronen Bedeutungsuntersuchung von Homer bis Platon, »daß Ananke im Grunde eine allophone Bezeichnung (sic!) des

griechischen Desmos ist« mag so nur allzu deutlich zeigen, wie fremd dem Autor die Wortfeldtheorie geblieben ist. Als methodischer Fortschritt ist die Arbeit von J. Latacz, *Zum Wortfeld ›Freude‹ in der Sprache Homers* (1966), zu werten.

2 Zum Wortfeld Seele-Geist bei Homer (1987).

3 Weitere Klasseme sind: belebt/unbelebt, konkret/abstrakt.

4 Jahn a. O. 120.

gen bleiben.¹ So erklärt sich auch das semantisch befremdliche Ergebnis der Arbeit, daß nämlich alle »inneren Instanzen« (θυμός, φρένες, κήρ, κραδίη, προπίδες) semantisch völlig gleichwertig sein sollen, aus der voreiligen Unterteilung des Wortfeldes. Hätte Jahn die Unterscheidung von Wortbedeutung und Wortinhalt eingeführt, wäre er diesem Mißverständnis vielleicht entgangen. Zur Vermeidung dieses Fehlers empfiehlt E. Coseriu daher, zunächst nicht von einer Vielzahl zu untersuchender Lexeme auszugehen, sondern von unmittelbaren Oppositionen, »die unterscheidenden Züge, aufgrund derer diese Lexeme in Opposition zueinander stehen, zu identifizieren und das Wortfeld schrittweise zu »konstruieren«, indem man neue Oppositionen zwischen den schon berücksichtigten und weiteren Lexemen aufstellt.«²

Für die Methodik der hier zu umreißen Untersuchung ergibt sich folgendes: Um sich möglichst ohne verstellende begriffliche Vorunterscheidungen für die Konstruktion des oder der Wortfelder offen zu halten, gilt es, am Leitfaden eines Lexems eine Strukturierung in der oben von Coseriu vorgestellten Weise vorzunehmen, d. h. in Einzelabgrenzungen auch minimale semantisch faßbare Unterscheidungen abzuheben.

Methodisches
Vorgehen

Geht man also vom Wort αἰσθάνεσθαι aus, so ist zunächst seine Bedeutung in einem ausreichend großen homogenen Textkorpus synchron zu untersuchen; es bietet sich das Werk des Thukydides an. Thukydides hat ein gut durchgearbeitetes Textkorpus, das ca. 680 Teubner-Seiten füllt, hinterlassen, und er hat αἰσθάνεσθαι reichlich (ca. 120 Belege) verwendet.³ Dieser sprachliche Befund verdient philologische Aufmerksamkeit, da außerhalb des Corpus Hippocraticum (=CH) vor Platon ein so reichhaltiger Gebrauch nicht überliefert ist.

1 Die Art und Weise, in der sich »weitere Hinweise auf einen Körperteilcharakter von θυμός, φρένες, κήρ, κραδίη, προπίδες (Jahn a. O. 11) für Jahn ergeben, läßt überdies an der angemessenen Applikation des Klassebegriffs ernsthaft zweifeln. So, wenn Od. 19, 136 (Penelope in Sehnsucht nach ihrem Gatten) φίλον κατατήκομαι ἤτορ als materielle Beschädigung der Körperorgane verstanden wird, σιδήρειον ἤτορ Il. 24, 521 als deren materielle Eigenschaft, Od. 20, 13 (Odysseus hört, wie die Mägde des Nachts zu den Freiern kommen) κραδίη δὲ ἔνδον ἰλάσσει als deren akustische Äußerung (und daher materielle Beschaffenheit). Kritisch zum Begriff der Körperlichkeit – ohne die

linguistische Terminologie zu berücksichtigen – auch A. A. Long, CR 42 (1992) 4; Einwände werden auch von H. Erbse, Hermes 118 (1990) 4–6 formuliert; dagegen scheint die Argumentation, die semantische Nullwertigkeit einiger Lexeme sei metri causa zu begründen, weitgehend unwidersprochen; methodisch sicher geht G. Kloss, Untersuchungen zum Wortfeld »Verlangen/Begehren« im frühgriechischen Epos (1994) vor.

2 E. Coseriu, Die lexematischen Strukturen, in: H. Geckeler (Hrsg.), Strukturelle Bedeutungslehre (1978) 262.

3 Dagegen nur wenige Belege zum Nomen.

Damit ist aber auch klar, daß eine vollständige und erschöpfende Bedeutungsanalyse von ἀισθησθαί nicht in Aussicht gestellt werden kann, weil die textliche Grundlage bei weitem zu schmal ist. Hinzu kommt indessen ein weiteres Problem. Es gibt vielfach Belege, wo mit unterschiedlichen Lexemen ein quasi identischer Wortinhalt ausgedrückt ist, die Wortbedeutung aber deswegen keineswegs identifizierbar ist. Denn indem der Wortkörper unterschieden und als solcher erkennbar ist, schwingt in der konkret anzunehmenden Bedeutung auch noch jener Bedeutungsbereich mit, der nur einem der angenäherten Lexeme zukommt. Während also für den Wortinhalt dieser Aspekt vernachlässigbar ist, spielt er für die Wortbedeutung eine nicht unerhebliche Rolle. Man mag sich das an einem einfachen Beispiel vergegenwärtigen. Das Lexem ›Samstag‹ ist inhaltsgleich mit ›Sonnabend‹, da beide den sechsten bzw. nach christlicher Tradition den siebten (und dann letzten) Tag der Woche bezeichnen. Gleichwohl sind die Lexeme deswegen noch nicht bedeutungsgleich also ›semantisch nullwertig‹, sondern ›Sonnabend‹ ist als Tag vor ›Sonntag‹ gekennzeichnet, und daher, wenn nicht aus klanglichen Gründen, verwendet man in Formulierungen zwar die Zusammenstellung von ›Samstag‹ und ›Sonntag‹, nie aber ›Sonnabend‹ und ›Sonntag‹. Der ›Wortinhalt‹ meint demnach einen aus der Sprachpraxis entnommenen Bedeutungsaspekt: jeder weiß, was ›Sonnabend‹ bezeichnet, doch ist damit noch lange nicht das Bedeutungsspektrum der Lexeme erschöpft. Streng genommen werden in der Untersuchung bei Thukydides die Wortinhalte interpretativ aus dem Kontext gewonnen, und von dort wird da auf Bedeutungen zurückgeschlossen, die ihrerseits aus einer dem Wort zugrundeliegenden ›semantischen Potenz‹ stammen¹. Hierbei kann ein gewisser hermeneutischer Zirkel nicht überschritten werden, der freilich aller Interpretationskunst vorgegeben ist.² Indem also die semantische Analyse durch die hermeneutische Leistung erbracht wird, kann sie einer strengen Objektivierbarkeit, die am Ausgang der strukturellen Bedeutungslehre stand, nicht genügen.

Hermeneutische Grenzen

Aufgrund dieser Problematik, aber auch weil der Begriff ἀισθησθαί ein systematisches Problem aufweist, bildet eine onomasiologisch-semasiologische Studie zu ἀισθησθαί den ersten Hauptteil der Untersuchung. Im zweiten Teil wird auf dieser Grundlage die Rolle der Sinnlichkeit überhaupt bei den Vorsokratikern untersucht. Daß hier nicht mehr entlang der lexematischen Struktur analysiert werden kann, ist schon aufgrund der bruchstück-

¹ In der Linguistik gibt es dafür auch den Begriff des Bedeutungskernes, den ich aber wegen seiner Statik nicht für sinnvoll halte.

² Vgl. zum Begriff des hermeneutischen Zirkels H.-G. Gadamer, *Wahrheit und Methode* (51986) 270–290.

haften Überlieferung evident. Grundsätzliches kommt hinzu. Bei den Vorsokratikern wird die Sinnlichkeit als solche thematisch, die verwendeten Wörter stehen also nicht im Zusammenhang eines mehr oder weniger natürlichen Sprachgebrauchs im lebensweltlichen Kontext, sondern sind explizit gemacht in einer Art von »systematischem Diskurs«, zumal dann, wenn ein Wortinhalt als solcher erklärt wird, z. B. was $\varphi\rho\nu\epsilon\acute{\iota}\nu$ oder $\nu\omicron\upsilon\varsigma$ ist. Hier kann zwar auch eine Wortbedeutung ermittelt, mangels weiterer Belege aber keine eigentlich semantische Analyse vorgenommen werden.

Die Vorgehensweisen des ersten und zweiten Hauptteiles indessen gehören zusammen. Der Wortgebrauch bei Thukydides erschließt einen Gegenstandsbereich, nämlich den Wortinhalt, für den zu fragen ist, wie dieser bei den Vorsokratikern behandelt wird. Die strukturelle Bedeutungsanalyse hilft so, das hermeneutische Vorverständnis zu umgrenzen und anzuleiten. Im Zuge dieses Vorgehens liegt, daß am Beispiel der medizinischen Fachschriftstellerei vorwiegend onomasiologisch untersucht wird. Hier ist der Wortgebrauch terminologisch, so daß semantische Oppositionen sehr vereinzelt sind, und andererseits handelt es sich nicht um einen homogenen Sprachgebrauch eines Autors.

Wenn es um eine Darlegung der strukturellen Veränderung des Wortinhaltes geht, so kann die Analyse auch philosophisch relevante Aspekte zeigen. Um dies knapp zu umreißen, sei ein kurzer Exkurs über begriffsgeschichtliche Arbeiten der Klassischen Philologie angeschlossen.

Nach den Arbeiten wie etwa von R. Hirzel¹ zur Vorgeschichte der $\sigma\omicron\upsilon\sigma\acute{\iota}\alpha$ markiert die Dissertation von B. Snell² eine neue methodische Stufe, indem hier zwischen einer Ausdrucksebene und einer Inhaltsebene (»Begriff des Wissens«) unterschieden wird. Zwar ist eine gewisse Tendenz zu beobachten, die Inhaltsebene des frühgriechischen Wortgebrauches zu sehr in der diachronen Perspektive auf Platon und Aristoteles hin zu interpretieren.³ Im Versuch einer Darstellung der Bedeutungsinhalte von $\sigma\omicron\varphi\acute{\iota}\alpha$, $\gamma\acute{\omega}\nu\eta$, $\sigma\acute{\upsilon}\nu\epsilon\sigma\iota\varsigma$, $\iota\sigma\tau\omicron\rho\acute{\iota}\alpha$, $\mu\acute{\alpha}\theta\eta\mu\alpha$, $\acute{\epsilon}\pi\iota\sigma\tau\acute{\eta}\mu\eta$ liegt gleichwohl ein methodisches Konzept, das auch die vorliegende Arbeit verfolgen will.

Snell,
Ausdrücke

Dem von Snell ausgesparten $\nu\omicron\epsilon\acute{\iota}\nu$ und $\nu\omicron\upsilon\varsigma$ hat K. v. Fritz eine eingehende Studie gewidmet.¹ Gegenüber Snell ist positiv hervorzuheben, daß v. Fritz

1 R. Hirzel, ΟΥΣΙΑ, *Philologus* 27 (1913) 42–64.

2 Die Ausdrücke für den Begriff des Wissens (1924).

3 Was sich in Passagen wie der folgenden

auspricht (Snell a. O. 29): »Damit [Nach der These, $\gamma\acute{\iota}\gamma\nu\acute{\omega}\sigma\kappa\epsilon\iota\nu$ sei in der ionischen Wissenschaft das Erkennen eines Dinges, *was es wirklich ist* (T.S.)] war der Gegensatz zwischen Wahrheit und bloßem Augenschein

seine Untersuchung einem strengeren synchronen Vorgehen unterwirft; meines Erachtens hätte v. Fritz daher auch auf die (im übrigen gar nicht gesicherte) Etymologie der Wurzel *snu (verwandt mit unserem »schnüffeln«) verzichten können; dadurch kann zwar die von v. Fritz bestimmte Bedeutung von $\nu\omicron\epsilon\upsilon\upsilon$ als Erkenntnis eines Gegenstandes, die zur umfassenden Erkenntnis einer Situation führt, suggestiv gestützt werden, da man sich an Ausdrücke wie »eine Gefahr wittern«, »to smell a rat« erinnert fühlt, doch für die Bedeutung in den homerischen Epen selbst ist weniger die Etymologie als das übri-
 K. v. Fritz: $\nu\omicron\epsilon\upsilon\upsilon$ g Wortfeld im Sinnbezirk des Verstandes entscheidend.

Beide Arbeiten bemühen sich, in linguistischer Terminologie gesprochen,² das Wortfeld im Sinnbezirk des Verstandes in der frühgriechischen Sprache zu untersuchen, um so die sprachliche Herkunft späterer Begrifflichkeit zu ermitteln. Der Gewinn solcher Bemühungen kann (wie eingangs angedeutet) darin gesehen werden, die philosophischen Begriffe gegen eine »vorstandpunktliche« Verwendung der Worte zu setzen und auf diese Weise die eigentliche Leistung des Begriffes zu ermessen. Ein ähnliches Vorgehen unternimmt die Philosophiegeschichte, wenn sie die Beziehungen zwischen zwei oder mehreren aufeinanderfolgenden Denkern herzustellen sucht, um die Thesen des späteren als Antwort auf Fragen und Probleme, die der frühere (ihm selbst vielleicht gar nicht bewußt) aufgeworfen hat, zu interpretieren. Und in der Tat gewährt z. B. die Kenntnis der sophistischen Praxis Einblicke in zentrale Bereiche und Strukturen Platonischen Philosophierens. Angesichts der vernichtenden Kritik, die Platon etwa im »Theaitetos« am Homo-Mensura-Satz des Protagoras übt, indem er diesen als Sensualismus umdeutet, besteht die größte Wahrscheinlichkeit, daß die Wahrnehmung in einen zentralen Bereich vorsokratischen Denkens gehört, freilich nicht im Sinne Platonischer Aisthesis. In diese Richtung auch weist die von Aristoteles und seinem Schüler Theophrast vielfach vertretene Ansicht, bei den Vorsokratikern sei Denken und Wahrnehmung ein und dasselbe gewesen.³ Erst, so kann man vermuten,

gegeben, und dadurch, daß man sich des Aktes bewußt wurde, den man $\gamma\gamma\omega\sigma\kappa\epsilon\upsilon$ nannte, lernte man den Durchbruch durch den Sinnenschein zur Metaphysik«.

1 v. Fritz, $\nu\omicron\epsilon\upsilon\upsilon$.

2 Das soll nicht heißen, daß diese Arbeiten, die z. T. vor der Wortfeldtheorie oder beinahe gleichzeitig mit ihr entstanden sind, den Maßstäben der strukturellen Bedeutungs-

lehre in allem genügen könnten. Vielmehr soll ihr Ziel in linguistischer Sprache formuliert werden, um im Zuge dieser Darstellung diskutiert werden zu können.

3 Vgl. Arist. de An. 427a21 $\kappa\alpha\iota\ \omicron\upsilon\ \gamma\epsilon\ \acute{\alpha}\rho\chi\alpha\iota\omicron\iota\ \tau\omicron\ \phi\rho\nu\epsilon\iota\nu\ \kappa\alpha\iota\ \tau\omicron\ \alpha\iota\sigma\theta\acute{\alpha}\nu\epsilon\sigma\theta\alpha\iota\ \tau\alpha\upsilon\tau\omicron\nu\ \epsilon\iota\nu\acute{\alpha}\iota\ \phi\alpha\sigma\iota\nu$. Thphr. sens. § 4 $\tau\omicron\ \gamma\acute{\alpha}\rho\ \alpha\iota\sigma\theta\acute{\alpha}\nu\epsilon\sigma\theta\alpha\iota\ \kappa\alpha\iota\ \tau\omicron\ \phi\rho\nu\epsilon\iota\nu\ \acute{\omega}\varsigma\ \tau\alpha\upsilon\tau\omicron\ \lambda\acute{\epsilon}\gamma\epsilon\iota\ < \sigma\ .\ \acute{\omicron}\ \text{Παρμενίδης} >$.

die Scheidung beider Bereiche nach Platonisch-Aristotelischen Kriterien läßt sie in den Augen Platons und Aristoteles' für die Vorsokratiker zusammenfallen. Im Zuge dieser Untersuchung wird auch Aufschluß darüber zu erwarten sein, ob bei Parmenides in Fragment B 7 »die Erfassung des Seins des Seienden durch den Logos dem Sinnentrug entgegengestellt« ist, und wie sich andererseits erklären läßt, »daß er in Fragment 16 Denken wie Wahrnehmen von der Mischung der im Menschen und allem Seienden wirksamen körperlichen Grundelemente ... abhängig macht«. ¹ Auch die Einschätzung der Sinnesleistungen bei Heraklit und Empedokles wird zu erörtern sein.

Die Schwierigkeit, »die Ziele vorsokratischen Denkens unmittelbar auf den Sinnzusammenhang modernen Sprechens und Denkens zu beziehen und die nicht restlos zu lösende Aufgabe, die Umgestaltung, die die gesamte Überlieferung durch den Platonismus im weitesten Sinne erfahren hat, in ihren Motiven zu erkennen und aufzulösen«, ² stellt eine hermeutische Herausforderung dar, der in dieser Untersuchung auch mit Mitteln der modernen Sprachwissenschaft begegnet werden soll.

Es sei abschließend noch grundsätzlich etwas zu der semantischen Sprachbetrachtung gesagt. »Phänomenologisch betrachtet ist die Sprache niemals ein Gegenstand unter anderen Gegenständen; gerade die in der modernen Logistik und Semantik angestellten Versuche haben aufs deutlichste gezeigt, daß es unmöglich ist, die Sprache als Ganzes zu vergegenständlichen. Es ist immer nur möglich, innerhalb eines schon gegebenen sprachlichen Horizontes bestimmte Bereiche zu vergegenständlichen. Der Unterschied Sprache – Sache ist ein Gegenstand der Reflexion; phänomenologisch existiert er in der natürlichen Einstellung nicht: Im Sprechen haben wir immer schon unmittelbar mit den Dingen zu tun, von denen wir sprechen, ohne daß uns dabei ein Gegensatz von Sprache und Sache bewußt wäre. In der natürlichen Einstellung weiß das Sprechen nichts von sich selbst und seinen eigenen Strukturen«. ³ Mit diesen Worten ist zugleich Begründung und Grenze der vorgezeichneten Untersuchung gegeben. Denn nur weil der zu analysierende Sprecher in actu sich vor jener von der Semantik gemachten Unterscheidung Sprache – Sache befindet, wird es überhaupt möglich, den Bedeutungsinhalt der Wörter zu untersuchen, und vielleicht gerade dann, wenn diese vom Sprecher für Sachen gehaltenen Wortinhalte von den unsrigen verschieden sind; wenn hören, audire, ἀκούειν immer nur ἡϋρην wäre, dann

Phäno-
menologische
Sprach-
betrachtung

¹ s.o. ix, 1.

² E. Langerbeck, Δόξιας ἐπιρρομή (1934) Einleitung.

³ W. Wieland, Die aristotelische Physik, (1962) 145.

könnte sprachanalytisch nur wenig über die Bedeutungen ausgemacht werden. Denn in diesem Falle würde sich die Untersuchung in einem Bereich bewegen, den sie, insofern sie sich sprachlich artikulieren muß, nicht vergegenständlichen könnte. Die hermeneutisch zu überbrückende historische Distanz ist somit auch Erleichterung, wenn nicht Voraussetzung für eine (im doppelten Wortsinn) sprachliche Untersuchung der Wörter. Auch wenn daher die Untersuchung approximativ verfährt, kann sich aus dieser eine erhebliche Klärung und komplexere Differenzierung der frühgriechischen Relation von Denken und Wahrnehmen erwarten lassen.

Erster Hauptteil:

**Das Wortfeld von αἰσθάνεσθαι in der
attisch-ionischen Prosa**

Erster Abschnitt:

Das Wortfeld im Attischen

Erstes Kapitel

Thukydides

Die semantische Analyse in der Struktur der Sprache: αἰσθάνεσθαι und sein Wortfeld

In der Sprache des Thukydides bildet das Lexem αἰσθάνεσθαι auf der Ebene seiner Bedeutung einen Verbund, der seinerseits an die Bedeutungen anderer Lexeme angeschlossen zu sein scheint. Die semantische Frage nach dem genauen Inhalt der Bedeutung muß sich daher an diese Struktur der Sprache halten, soll sie genügend differenzierend beantwortet werden. Die Inhaltsanalyse wird so den gesamten Bereich der Wahrnehmung und Erkenntnis, vor allem insoweit diese durch Verben formuliert werden, im Blick haben müssen. An der Konfiguration des Wortverbundes oder Wortfeldes nämlich wird zugleich deutlich, wie dieser Autor sinnliche Wahrnehmung versteht. Zunächst sind die Eckpunkte zu benennen, zwischen denen sich die Bedeutungen aufspannen lassen. – Es sind dies die folgenden Verben:

Die Bedeutungsanalyse und semantische Struktur der Sprache

πυνθάνεσθαι

ἀκούειν

μανθάνειν

ὄραν

γινώσκειν

(σκοπεῖν, σκέψασθαι)

Bei der hier versuchten Vorgehensweise sollen die virtuellen Bedeutungen, die alle zusammen den Worthof eines Lexemes ausmachen, erst aus der Spannung dieser idealen, gewissermaßen absoluten Bedeutungswerte ermittelt werden. In Entsprechung zur linguistischen Unterscheidung von der Bedeutungsebene eines Lexemes und dessen lautlicher Form, die das Lexem identifizierbar macht, läßt sich, für diese Analyse, im Bereich der Bedeutung ein fester Bestandteil von einem variablen trennen. Der feste Bestandteil ist die semantische Potenz eines Wortes, griechisch gesprochen: seine δύναμις, die als solche zwar nicht in Erscheinung tritt, jedoch hinter allen Bedeutungen, die ein Wort aufweisen kann (d. i. der Worthof), steht. Sie ist also die Reichweite der Bedeutung, die mögliche Verwendung, die mit dem Ende der Reichweite auch die Grenze der Potenz anzeigt. Diese verschiedenen Bedeutungen, die den Worthof bilden, stellen gegenüber der

semantischen Potenz des Lexemes gewissermaßen deren Aktualisierungen dar. Jede dieser Aktualisierungen zeigt etwas von der semantischen Potenz des Lexemes, in dessen materialer Gestalt es auftritt – jedoch nicht nur von dieser; indem das Lexem selbst in die Struktur einer Sprache eingebunden ist, verwirklicht sich in der konkreten Bedeutung immer auch eine andere zum Verbund gehörige semantische Potenz. Nach dem Grade der Einwirkung färbt sich die zu erschließende Bedeutung einer konkreten Sprachform in je verschiedener Weise. Damit erweist sich die Bedeutungsanalyse als eine metasprachliche Unternehmung, die nicht nur versucht, die Bedeutung einzugrenzen, sondern sich auch dem Problem der Bedeutungsanalyse an sich stellt. Bedeutungsanalyse löst so die Vorstellung einer festumrissenen (gar Grund-) Bedeutung auf. Stattdessen formiert sich eine virtuelle Spannung, aus der eine bestimmte Bedeutung, um im Bilde zu bleiben, erklingen kann, die aber nicht als jedesmal wiederkehrende festzulegen ist. Ebenso wenig wie der Ton einer Saite diese selbst bestimmt (auch wenn sie unter gewissen Bedingungen eine bestimmten Ton hat, nach dem sie benannt wird), hat ein Lexem eine Bedeutung. Es hat aber auch nicht deren viele, sondern es liegt im Wesen der Sprache, über verschiedene Bedeutungskräfte (semantische Potenzen) zu verfügen, und zwar auf der Grundlage von identischen Wortkörpern. Jedem Wortkörper entspricht genau eine semantische Potenz.

Bedeutung,
Sinn und
semantisches
Potential in
der Antike

Diese modern anmutende Anschauung vom Wesen der Bedeutung hat indessen antike Vorläufer. Schon der Redner Lysias fragte nach der *δύναμις* eines Wortes (or. 10,7). Es gebe viele *ὀνόματα*, die dieselbe *δύναμις* hätten, und diese *δύναμις* aktualisiere sich in der *διάνοια* eines Wortes, d. h. in dem, was ein Wort meine. Das, was das Wort meint, ist in seinem Sinngehalt gemäß der Intention des Sprechers verstanden, und es wird von Lysias mit der Ebene der Dinge (*ἔργα* 10,10) in Beziehung gebracht. Man kann an diese Feststellung eine weitere Unterscheidung anknüpfen, die zwischen Sinn und Bedeutung trennt. Wenn die *διάνοια* sich auf die *ἔργα* bezieht, dann ist mit dem Sinn eines Wortes diejenige Referenz gemeint, die Gegenstand des Textes, d. h. eines komplexen semantischen Gefüges ist. In diesem semantischen Gefüge bilden die einzelnen Lexeme, kraft ihrer semantischen Potenz, bestimmte Funktionen aus, die wiederum abhängig sind vom Zusammenspiel der Lexeme. Der Sinn eines Lexemes ist deshalb immer die durch den Text evozierte Referenz und also nicht von dessen Struktur zu lösen. Als Wortinhalt ist es das, was der Sprecher intendiert, indem er es in seinem sprachlichen Vollzug zugleich schafft, so daß es anderen Mitteilung ist von und an dieser durch die Sprache geschaffenen Wirklichkeit. Dagegen läßt sich die

Bedeutung eines Lexemes von der textuell eingewobenen Sinnreferenz ablösen und verbleibt als Kennzeichen einer gängigen Aktualisierung seiner semantischen Kraft (Potenz). Um auf den Lysiasexkurs zurückzukommen, erklärt sich die Behauptung, es gebe identische *δυνάμεις* verschiedener *ὀνόματα* durch eine Identifizierung semantischer Potenzen mit deren Aktualisierungen: zwar mögen sich letztere in verschiedener textueller Einbindung als nahezu identische erweisen, gleichwohl sie von verschiedenen Wortkräften herrühren, und zwar weil sie durch den komplexen textuellen Zusammenhang so geschaffen werden. Aber die semantische Potenz selbst ist so differenziert wie die Gestalt des *ὄνομα*.¹

Bedeutung
versus
Bezeichnung

In zahlreichen Fällen erscheint *αἰσθάνεσθαι* in einer semantischen Nähe von *πυθάνεσθαι*. Mit ›semantischer Nähe‹ ist die Tatsache gemeint, daß es Fälle gibt, in denen *πυθάνεσθαι* und *αἰσθάνεσθαι* auf den ersten Blick im Textzusammenhang austauschbar sind, sich also keine semantische Differenz angeben läßt. Methodisch bedeutsam ist diese Erscheinung insofern, als sie zunächst einmal die Zusammengehörigkeit der beiden Lexeme beweist. Gerade daraus aber kann abgeleitet werden, daß bei den Lexemen allenfalls eine Nähe der semantischen Potenz, nicht aber eine Identität vorliegen kann. Wenn dem Sprecher, um einen bestimmten Sinn auszudrücken, mehrere Lexeme zur Verfügung stehen, die er mit relativ geringen semantischen Nuancen verwenden kann, dann muß der Leser oder Hörer immer die anderen, ausgeschlossenen Lexeme mitbedenken, um den intendierten Sinn mit Genauigkeit zu erfassen. Andernfalls liefe das Verständnis von Sprache Gefahr, der Beliebigkeit preisgegeben zu werden: und zwar nicht nur der Beliebigkeit des Rezipienten, sondern sogar des Sprechers selbst, da er sich schließlich selbst keine Rechenschaft davon abgeben könnte, was er eigentlich sagen wolle.² Deshalb ist vom Prinzip der Asymptote von semantischen Potenzen verschiedener Lexeme auszugehen.³ Dies gilt auch dann, wenn nur der Sprecher selbst Differenzierungen vornimmt, im gängigen Sprachgebrauch

Das Prinzip
der
Asymptote

1 Zur Frage des Nomotheten bei Platon vgl. K. Gaiser, Name und Sache in Platons *Kratylos*, Abh. Heidelberger Akad. Wiss. 1974, 3 87 ff. Zum problemgeschichtlichen Hintergrund (Demokrit B 26) vgl. J. Derbolav, Platons Sprachphilosophie im *Kratylos* und in den späteren Schriften (1972) 33; M. Kraus, Name und Sache. Ein Problem im frühgriechischen Denken (1987) 195 ff.

Lysias reflektiert hier also ein sophistisches Problem.

2 Dies betrifft also die Sprachbeobachtung als die Kritik des eigenen Sprechens.

3 In diesem Begriff der Asymptote darf man einen Reflex der Trierschen Wortfeldtheorie erkennen: die Bedeutungspotentiale verschiedener Lexeme dürfen nicht zusammenfallen.

dagegen die Grenzen noch weniger scharf gezogen sind. Indem der Autor einen Text schafft, folgt er einer Struktur, die ihm gewisse Regeln vorgibt. Zu diesen gehört auch und gerade das Nicht-zusammen-Fallen (Asymptom) von Bedeutungen. Zwar besteht immer die (theoretische) Möglichkeit, daß der Autor diesen Regeln nicht folgt, jedoch wäre eine solche Unterlassung nicht ohne einen akribischen Beweis vorzunehmen, sonst muß sich der Interpret der Nachlässigkeit zeihen lassen, und der erhobene Vorwurf fällt auf ihn selbst zurück. Gerade Thukydides, der im Gefolge der sophistischen Bewegung seine Sprache im Sinne der ὀρθοείπεια bewußt handhabt, verdient daher eine akribische semantische Untersuchung.¹

Thukydides
und
die Sophistik

αἰσθάνεσθαι
und
πυνθάνεσθαι

Einen Mangel an äußeren Unterscheidungsmerkmalen zwischen αἰσθάνεσθαι und πυνθάνεσθαι zeigen die folgenden Belege: 15,3,3 | *Brasidas zog Torone zu Hilfe, als er aber auf dem Weg vernahm, daß es bereits genommen war* (αἰσθόμενος δὲ καθ' ὁδὸν ἐολωκυῖαν), *zog er wieder heim*. 17,31,3 | *Und er meldete ihm die Lage und daß er schon auf See erfahren habe* (πύθοντο), *daß das Plemmyrion von den Syrakusern genommen war* (ἐολωκός). 14,6,1 | *Die Spartaner, die in Attika waren, zogen schleunigst heim, als sie erfuhren* (ὡς ἐπύθοντο), *daß Pylos genommen worden war*. In allen drei Fällen erlangt jemand auf der Reise Kunde, daß eine Stadt eingenommen worden ist, die Angabe erfolgt mit perfektischem Partizip. Die Parallelität beweist zunächst die Zusammengehörigkeit der beiden Lexeme im Sinne eines Wortfeldes. Während in 5,3,3 und 7,31,3 ein Akkusativ-Objekt vorliegt, wird in 4,6,1 πυνθέσθαι mit dem Genitiv verbunden. Da diese Konstruktion kaum im Sinne einer Quellenangabe, analog zu ἀκούειν, gemeint sein kann, muß der Genitiv wohl als partitiver im weitesten Sinne verstanden werden: Sie erfahren von der Einnahme.² Die Tatsache, daß die Lexeme in nahezu identischen Satzstrukturen vorkommen, beweist jedoch keineswegs eine semantische Identität.

Weitere
Beispiele/
περὶ τινος

14,27,1 | *Als sie in Athen vernahmen, daß es dem Heereszug schlecht gehe* (πυνθαόμενοι περὶ τῆς στρατιᾶς ὅτι τολαιπωρεῖται) *und daß man das Getreide denen auf der Insel per Schiff brachte, waren sie ratlos*. 18,19,1 | *Danach . . . segelten die Chier*

¹ Vgl. auch die Untersuchungen von P. Huart, *La Vocabulaire de l'Analyse Psychologique dans l' Œuvre de Thucydide*, (1968) 165–181 und E. Meyer, *Erkennen und Wille bei Thukydides* (Diss. Göttingen 1940).

² Vgl. Kühner/Gerth i 360 Anm. 9 b ~ de aliquo und περὶ τινος, der Genitiv betont eine gewisse teilnehmende Gerichtetheit wie in Od. 13,256.